

Stephanie Lavorano,
Carolin Mehnert,
Ariane Rau (Hg.)

GRENZEN **DER ÜBERSCHREITUNG**

Kontroversen
um Transkultur,
Transgender und
Transspecies

Aus:

Stephanie Lavorano, Carolin Mehnert, Ariane Rau (Hg.)

Grenzen der Überschreitung

Kontroversen um Transkultur,
Transgender und Transspecies

Oktober 2016, 278 Seiten, kart., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-3444-0

Transgender, Transkulturalität, Transnationalität – Konzepte des Trans erleben eine politische und wissenschaftliche Konjunktur. In ihnen geht die Forderung nach einer Öffnung von soziokulturellen Identitäten auf. Doch die fluide gewordenen Grenzen von nationalen, sozialen und körperlichen Räumen drohen sich in Traditionen und Neorassismen erneut zu verfestigen:

Werte der bürgerlichen Kleinfamilie wie rechtspopulistische Positionen werden immer wieder thematisiert und in verschiedenen medialen und sozialen Kanälen reproduziert.

Die Beiträge des Bandes fragen: Durch welche Prozesse essentialisieren sich Transkonzepte – an welchen Grenzen zerbrechen sie?

Stephanie Lavorano (M.A.) promoviert und lehrt an den Universitäten Gießen und Tübingen.

Carolin Mehnert (M.A.) promoviert an der Universität Tübingen. Sie betreut das Forschungsprojekt »Körper im Visier«.

Ariane Rau (M.A.) forscht zu Konzepten der Transkulturalität innerhalb der aktuellen globalen Literaturen in Berlin und Tübingen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3444-0

Übersetzung als Transkonzept?

Olga Grjasnowas *Der Russe ist einer, der Birken liebt*

DIANA HITZKE

In transkulturellen Texten der Gegenwart finden sich Praktiken der Übersetzung, Diskurse über Translationsprozesse, aber auch künstlerische Auseinandersetzungen mit übersetzten Texten. In Olga Grjasnowas *Der Russe ist einer, der Birken liebt* spricht die Protagonistin Mascha, die Übersetzungswissenschaften im Doppelstudium studiert, mehrere Sprachen und ist zugleich – durch ihre biographische Herkunft, ihre Freundschaften und Liebesbeziehungen und durch ihren Beruf – in mehrere kulturelle Kontexte eingebunden. Durch diese vielfachen Transgressionen ist Übersetzung daher im Text auch als Transkonzept präsent.

Übersetzen und Übertragen sind Zusammensetzungen mit der Vorsilbe ›über-‹, die dem lateinischen Präfix ›trans-‹ entspricht. Sie lassen sich somit als Transkonzepte fassen. Was aber unterscheidet ältere Konzepte wie die *translatio* von den neueren Kategorien wie Transgender, Transkulturalität oder Transdisziplinarität?¹ Da sich in den Wortzusammensetzungen eine ›Überschreitung‹, ›Überquerung‹, ein ›hinüber‹, ›hindurch‹ oder auch ein ›darüberhinaus‹ oder ›jenseits von‹ anzeigen, kann man fragen, ob sich das ›trans‹ jeweils gleichermaßen auf die Wortzusammensetzungen auswirkt oder ob sich Unterschiede feststellen lassen. Ottmar Ettes Gegenüberstellung von Multi-, Inter- und Transkonzepten dürfte ausreichend bekannt sein, ich möchte seine Definition der neueren Transkonzepte dennoch anführen, um eine mögliche Bedeutung dieser Konzepte vor Augen zu führen. Ette versteht Transdisziplinarität als eine »beständige Querung unterschiedlicher Disziplinen« (Ette 2005: 20), Transkulturalität als »unterschiedliche Kulturen querende Bewegungen und Praktiken: [...]

1 Für einen Überblick über die Entwicklung des Konzepts der Übersetzung von ›Translation‹ zu ›Transkulturation‹ vgl. Wolf 2008.

ein ständiges Springen zwischen den Kulturen« (ebd.: 21), Translingualität als einen »unabschließbare[n] Prozeß ständiger Sprachenquerung« (ebd.), Transmedialität als »unabschließbaren Prozeß ständiger Bewegung, Kreuzung und ›Übertragung«« (ebd.), Transtemporalität als ein »Verweben von Zeiten«, das »eine höchst eigene Zeitlichkeit schafft« (ebd.: 22) und Transspatialität als »Querungen und Kreuzungen verschiedenartiger Räume« (ebd.).

Die genannten Konzepte sind allesamt Zusammensetzungen aus dem Präfix ›trans-‹ und einem Substantiv, das seinerseits aus einem Adjektiv und der Endung ›-ität‹ gebildet ist. Etwas Disziplinäres, Kulturelles, Sprachliches, Zeitliches oder Räumliches wird hierbei demnach überschritten, gequert, verwoben oder gekreuzt. Was ist damit aber auf der wörtlichen Ebene gemeint? Translation als Übertragen, Übersetzen leitet sich vom lateinischen *translatio* ab und entspricht somit der deutschen Zusammensetzung aus ›über‹ und ›tragen‹ (vgl. Albrecht 2009). Jörn Albrecht schreibt in seinem Artikel *Übersetzung*, dass sich die Zusammensetzung, die auf einem Verb der Bewegung gründet, vor allem in den neueren Sprachen seit der Frühen Neuzeit durchgesetzt hat:

»Verschiedene Gründe erschweren eine präzise Bestimmung dieses Begriffs: 1. Die Fülle von konkurrierenden Termini, insbes. im Lateinischen. Hier wurden nur zwei der üblichsten (*interpretatio*, *translatio*) herausgegriffen, die in verschiedenen modernen Sprachen weiterleben. Ein *verbum proprium*, dessen Stamm im Verb, im Nomen actionis und im Nomen agentis erscheint (übersetzen, Übersetzung, Übersetzer) hat sich erst in den neueren Sprachen und dort verhältnismäßig spät durchgesetzt. [...] Bemerkenswert ist lediglich, daß diese im klassischen Latein nicht mit der Bedeutung von ›Ü.‹ belegten Wörter sich in den meisten europäischen Sprachen (mit Ausnahme des Englischen, das beim afrz. *translater* bleibt) durchgesetzt haben, sei es in Form von Entlehnungen (*traduire*; *tradurre*; *traducir*), sei es in Form von Lehnbildungen (vgl. dt. *setzt über* → *übersetzt*). Aus diesem Grund läßt sich nicht scharf zwischen definitorischen und historischen Aspekten trennen.« (Albrecht 2009, Herv.i.O.)

Übersetzen beziehungsweise *translatio* besteht neben der Vorsilbe ›trans-‹ aus einem Verb, das seinerseits bereits Bewegung ausdrückt, so zusammengesetzt markiert es eine Bewegung über etwas hinaus, über eine Grenze hinweg. Die Entgrenzung ist jedoch auch ohne das ›trans-‹ denkbar, ein Tragen und Setzen über eine Grenze ließe sich auch ohne die Vorsilbe beschreiben, nur wäre die Grenzüberschreitung – zwischen zwei verschiedenen Kontexten oder Sprachen – dann nicht eigens gekennzeichnet.

Bei den Begriffen Transkulturalität, Transdisziplinarität, aber auch bei Translingualität, Transmedialität, Transspatialität und Transtemporalität ist

fraglich, was damit eigentlich ausgedrückt wird – nicht ohne Grund bemüht sich Ette um Klärung. Während das Verb, von dem *translatio* abgeleitet ist, eine Bewegung anzeigt, suggerieren ›Kultur‹ und ›Disziplin‹ eher Festlegung und Abgrenzung. ›Transkulturalität‹ oder ›Transdisziplinarität‹ erscheinen dann nicht als der Kultur oder Disziplin ohnehin innewohnende Möglichkeiten, sondern sie sind geradezu als Oppositionen zu ›Kultur‹ und ›Disziplin‹ zu verstehen.

Während die Transkategorien in Ettes Verständnis in kritischer Absicht homogene und essentialisierende Kategorien und Konzepte infrage stellen, indem sie nämlich die ›Querungen‹, ›Verwebungen‹ und ›Kreuzungen‹ in den Vordergrund rücken, bleiben die Implikationen derjenigen Konzepte, die hinter der Vorsilbe stehen, in der Anwendung der Transkonzepte oft seltsam unberücksichtigt. Welcher Kulturbegriff verbirgt sich etwa in den jeweiligen Diskursen um Trans›kultur‹alität? Versteht man Kultur ohnehin als offen, prozesshaft, queer, verwoben und hybrid, so ist fraglich, welchen Mehrwert der Begriff der Transkulturalität leisten kann. Versucht man andererseits kulturelle Praktiken zu beschreiben, die sich durch eine Querung unterschiedlicher Lebensstile, Sprachen, Geschichten und Diskurse, Religionen oder Weltmodelle auszeichnen, dann kann der Begriff der Transkulturalität als ein notwendiges Korrektiv verstanden werden, das die Abgrenzung von homogenisierenden, essentialisierenden und begrenzenden Modellen anzeigt. Dieser Widerspruch scheint – im Gegensatz zum Konzept der Translation, wie ich im Folgenden argumentieren werde – den neueren Transkonzepten inhärent zu sein.

Offenbar werden gegenwärtig Konzepte wie Kultur, Disziplin, Sprachlichkeit, Räumlichkeit und Zeitlichkeit, aber auch Sexualität und Gender als so beschränkt und begrenzt wahrgenommen, dass sie nach Zusammensetzungen mit der Vorsilbe ›trans-‹ verlangen, um diese Grenzen wieder einzureißen, abzubauen, aber eben auch zum Teil erst aufzuzeigen, aufzudecken, zu umreißen. Während in der Bewegung des Tragens beziehungsweise Setzens das Übertragen beziehungsweise Übersetzen eingeschlossen ist, scheint ›trans-‹ in den neueren Konzepten eher eine Opposition beziehungsweise ein Korrektiv zu den Kategorien anzuzeigen, denen das Präfix hinzugefügt wird. Transkulturalität – in dem von Ette und anderen gemeinten Sinne – wendet sich gegen ein begrenzendes Konzept von Kultur, Transdisziplinarität wendet sich ebenso gegen Festlegung und Kategorisierung. Dass die Transkonzepte immer wieder auf die Kategorien zurückverweisen, die sie kritisieren und überschreiten wollen, liegt aus dieser Perspektive auf der Hand.

Sie machen in einem kritischen Sinne jedoch auch erst aufmerksam auf begrenzende, festlegende, essentialisierende Vorstellungen von Sprache und Kultur, von Zeitlichkeit und Räumlichkeit, ebenso wie auf durch disziplinäre

Denkweisen in der Wissenschaft bedingte Grenzziehungen. Das ›trans‹ soll das Aufbrechen solcher Denkweisen benennen und erscheint solange als sinnvoll und notwendig, wie diese die gegenwärtigen Debatten und Diskurse prägen. Der Verdacht, dass der Verweis auf die kritisierten Konzepte zu einer Stabilisierung derselben führt, kann vor diesem Hintergrund nicht bestätigt werden – denn gerade die Stabilität der Konzepte ist es ja, die das ›trans‹ als Korrektiv notwendig macht.

Die Erforschung transkultureller oder translingualer Phänomene in der Literatur führt aus dieser Perspektive zu einer Hinterfragung monopolärer Kulturkonzepte – diese müssen notwendigerweise benannt werden, um die Überschreitung thematisieren zu können. Selbstverständlich ist nicht ausgeschlossen, dass auch Transkonzepte in Diskursen eingesetzt werden, die auf Stabilisierung, Essentialisierung, Homogenität und Ausschluss zielen oder dass bestimmten Analysen von transkulturellen oder translingualen literarischen Texten essentialistische und monopolare Vorstellungen zugrunde liegen. Dies sind allerdings Beispiele für eine zum Teil gezielt irreführende Verwendung der Begriffe, deren kritisches Potential damit abgeschwächt wird. Eine inflationäre Verwendung der Begriffe oder ihre Verwendung in Kontexten, in denen andere Konzepte vielleicht überzeugender wären, ließe sich aus diesem Grund überdenken.

Wenn man sich darüber streiten kann, ob es angebracht ist oder nicht, den Begriff der Transkulturalität zu verwenden, um auszudrücken, dass mehrere sprachliche, kulturelle oder nationale Kontexte präsent sind, so wird bei der Übersetzung aus der einen in eine andere Sprache direkt ›erfahrbar‹, was einen transkulturellen Moment ausmachen kann. In dem von Sanford Budick und Wolfgang Iser herausgegebenen Band *The Translatability of Cultures. Figurations of the Space Between* (1996) heißt es: »Translation between any two languages sets in motion a tug-of-war around those aspects of each language that are least accessible to agreed-upon equivalents, around those aspects of expression and understanding that are unique to a given culture.« (Budick/Iser 1996: Klappentext)

Dort, wo sich etwas Einzigartiges, Singuläres zeigt, das an die Grenzen der Übersetzbarkeit führt oder wenigstens zu einem Streit um die richtigen Worte, ist das greifbar, was ein progressiver Begriff von ›Transkulturalität‹ nur meinen kann. Versteht man Kulturen nicht als Container, sondern als einander überschneidende, über das Individuelle hinausgehende Gefüge sozialer, sprachlicher, religiöser, psychologischer, politischer, alltäglicher und künstlerischer Praktiken und Traditionen, dann steht man zunächst vor der Frage, wie sich diese Kulturen eigentlich verorten lassen. Homi K. Bhabhas *The Location of Culture* (2004) widmet sich dieser Frage; Begriffe und Wortfügungen wie

›Kultur als Übersetzung‹, ›Mobile Kulturen‹ oder »Kulturen in Bewegung« (Kimmich/Schahadat 2012) zeugen von dieser Auseinandersetzung. Andererseits gibt es den Vorschlag, so etwa von Chris Hann, den Begriff der Kultur einfach abzuschaffen und stattdessen von den spezifischen Dingen zu reden, die jeweils gemeint sind.² Die Frage nach der Verknüpfung des Übersetzens von einer Sprache in die andere mit der Notwendigkeit des kulturellen Übersetzens, kann hier nicht ausführlich beantwortet werden. Es muss jedoch festgehalten werden, dass ein Übersetzen zwischen zwei Sprachen nicht mit dem Übersetzen zwischen zwei Kulturen gleichzusetzen ist und dass sich andererseits verschiedene kulturelle Kontexte innerhalb derselben Sprache artikulieren lassen.

Die Übersetzung selbst unterliegt als *travelling concept* natürlich auch Transformationsprozessen. Karlheinz Stierle hat darauf hingewiesen, wie eng die Verwendung und Differenzierung der mit *translatio* verwandten Begriffe mit kulturellen Veränderungen zusammenhängen. Das heutige Englisch und das Latein der ersten Jahrhunderte nach Christus als Medien der Übersetzung von Kulturen beschreibend führt er aus:

»Translatio is a word of the lingua franca of the Roman Empire, which was itself a large system of translation of cultures [...]. But when the Roman Empire was no longer an empire of Rome, [...] when Romania slowly replaced Rome, then Latin as the lingua franca began to merge with local languages and dialects and to transform itself into lingua romana, which was only a common denominator for a multitude of local differences. [...] Latin got a new function as lingua franca of intellectual communication [...]. It was in the context of the posthistory of the Roman Empire that translatio first acquired a prominent function. In medieval Latin translatio, which has its echoes in the Romance languages as well as in English, can mean translation and displacement as well. In the Renaissance, however, with its new humanistic conception of translation, a separation between translatio and traductio is characteristic for the Romance languages, whereas translation in English keeps its medieval senses. [...] One might say that the dominance of the axis of vertical translation is basic to the medieval conception of culture and cultural exchange in western Europe. The transition from a medieval to a postmedieval model of culture can be understood as a shift from vertical to horizontal dominance.« (Stierle 1996: 55f)

Während *translatio* demnach im mittelalterlichen Latein ›Übersetzung‹ im räumlichen und im linguistischen Sinne bedeuten konnte, findet während der

2 Hann schlägt vor, statt Kultur »z.B. ›Gruppe‹, ›Ethnie‹, ›Habitus‹, ›Szene‹ oder ›Glauben und Praktiken« zu sagen und statt kulturell »etwa ›sozial‹, ›historisch-gesellschaftlich‹ oder ›national« (Hann 2007: 133).

Renaissance in den romanischen Sprachen eine Ausdifferenzierung in *translatio* und *tractio* statt. Gleichzeitig verändert sich, so Stierle, das Kulturmodell von einem vertikalen zu einem horizontalen – das heißt das Übersetzen aus gleichrangigen Sprachen gewinnt gegenüber dem Übersetzen aus einer Sprache mit größerem Einfluss wie dem Lateinischen an Bedeutung (Stierle 1996: 56ff). Während am Übergang vom Mittelalter in die Renaissance die Gleichrangigkeit der Sprachen in und aus denen übersetzt wird im Zentrum steht, wandelt sich die Übersetzung in den letzten Jahrzehnten, vor allem in Auseinandersetzung mit postkolonialen Theorien, von einer philologischen Aufgabe, als die sie bis in die 1980er Jahre angesehen wurde, zu einem stärker kontextorientierten Unterfangen (vgl. Wolf 2008). Michaela Wolf spricht von einem Übergang von Translation zu Transkulturation, sie schreibt:

»Die Sicht von Übersetzung als ›Brücke zwischen Kulturen‹ gerät damit ins Wanken bzw. wird obsolet, findet doch – in Anlehnung an postkoloniale Kulturtheorien – der übersetzerische Transfer zwischen Kulturen statt, die bereits in sich kontaminiert sind. Übersetzung hat damit den ›Schonraum‹ der philologischen Übersetzungskultur längst verlassen und wird immer mehr zu einer zentralen Kategorie der Kulturtheorie und Kulturpolitik.« (Wolf 2008)

In Anlehnung an Bhabha beschreibt Wolf, was es heißt, den »Aspekt des Aushandelns im Übersetzungsprozess [zu] berücksichtig[en].« (Wolf 2008) Hier kommt die Interpretation ins Spiel – ein Zusammenhang, der auch im lateinischen *interpretatio* oder im englischen *interpreter* sichtbar wird.

»Übersetzung [kann] als Uminterpretation verstanden werden, als stete Neupositionierung transferierter Zeichen, die bestehende Ordnungen infrage stellen und viele Kontextualisierungsmöglichkeiten offenlassen. Statt zu beliebigen Bedeutungszuschreibungen kommt es zu kontextabhängigen Deutungen, die Fixierungen aufbrechen und im Rahmen der Schaffung permanenter Verunsicherungen nicht Dagewesenes, aber auch nicht Rückzuführendes produzieren.« (Wolf 2008)

Wolf selbst schließt sich dabei weder solchen Positionen an, die postulieren, dass alles hybrid sei, noch folgt sie der dagegen angebrachten Kritik³. Sie fordert eine historisierende und situationsbezogene Betrachtung der Frage nach Hybridität und kultureller Übersetzung:

3 Auch dem Konzept ›Kultur als Übersetzung‹ steht sie kritisch gegenüber: »Zusätzlich erscheint von Relevanz, dass Übersetzung als soziales und kulturelles Phänomen nur

»Die die jeweilige Situation bedingenden Machtverhältnisse, die zur Determinierung von Deutungen und auch zur Bestimmung der Selektionsmechanismen innerhalb dieser kulturellen Übersetzungsprozesse beitragen, sind dabei jeweils im Detail zu untersuchen.« (Wolf 2008)

Die Möglichkeit einer detaillierten Untersuchung bietet sich in der Literatur gerade dann, wenn sie sich selbst mit Übersetzung auseinandersetzt. Auch wenn Literatur mit dem Vorwurf konfrontiert werden kann, Fiktion zu sein, sind ihre Narrative – die Möglichkeitsräume ausloten können – ein idealer Gegenstand für die Auseinandersetzung mit theoretischen Konzepten. Übersetzungen prägende Machtverhältnisse werden in den Texten auf verschiedenen Ebenen verhandelt, teils explizit, teils implizit – auf Figurenebene, durch die Sprache des Textes, durch sein Verhältnis zu anderen Literaturen, durch metaphorische Annäherungen.

Gerade an der Sprache zeigt sich, wenn der eigene kulturelle Horizont – so hybrid er auch sein mag – überschritten wird. Eine Vielzahl von Wörtern – das Russische *ношлость* oder das Portugiesische *saudade* – beschreiben etwas, das es in anderen kulturellen Zusammenhängen in dieser Form nicht gibt, und das deswegen je nach Ideologie entweder zu einem Streit um die ›richtigen‹ Worte⁴ oder zum Postulieren von Unübersetzbarkeit führt. Bestimmte soziale Praktiken, Ideen und Konzepte, aber auch Gefühle oder Gegenstände lassen sich nur schwer in andere Sprachen übersetzen, weil es in diesen kein Äquivalent gibt. Andererseits finden sich überall dort, wo bestimmte Wörter oder Begriffe als Beispiele für Unübersetzbarkeiten angeführt werden, Erklärungen dafür, was sie bedeuten. Die Existenz eines *Dictionary of Untranslatables* (Cassin/Rendall/Apter 2014) bringt diesen Widerspruch auf den Punkt. Es gibt Mittler_innen, Mehrsprachige, Dolmetscher_innen und Übersetzer_innen, die in der jeweils anderen Sprache beschreiben können, was einem Wort, einer Praktik, einem Gefühl am ehesten entspricht. Nur weil es ein Phänomen in einer bestimmten Erfahrungswelt nicht gibt, ist es dennoch vorstellbar, erklärbar und

existiert, wenn Interaktion besteht – wenn also im Rahmen eines Übersetzungsaktes Texte, Zeichen, Botschaften jeweils im Hinblick auf ›Rezeption‹ geschaffen werden.« (Wolf 2008)

- 4 Hier stellt sich die Frage nach der Treue oder Freiheit der Übersetzung, nach der Treue dem Wort oder dem Sinn gegenüber (»Fidelity to the letter or the words vs. fidelity to the spirit or the sense«, Duarte 2012: 32) oder nach einer den sprachlichen und kulturellen Kontexten des zu übersetzenden oder des übersetzten Textes folgenden Übersetzung (vgl. Venuti 1995).

vermittelbar – die vermeintlich kulturelle Unübersetzbarkeit kann aus dieser Perspektive auch schlicht als Problem des_r Übersetzer_in, als Frage der Vermittlung betrachtet werden.

Nicht immer überschneidet sich das Beherrschen einer Sprache mit der Kenntnis kultureller Codes und geographischer Vertrautheit. Das Nebeneinander verschiedener kultureller Sphären wird in Literaturen des Exils, der Migration und des Nomadischen immer wieder sichtbar. In diesem Sinne trägt der Begriff des Transkulturellen der Tatsache Rechnung, dass sich, auch wenn sich Kulturen überschneiden und mit allen möglichen anderen Bereichen verschmelzen können, immer wieder Situationen ergeben, in denen Übersetzung nicht möglich ist, dass Dinge existieren, die in andere Sprachen nicht (leicht) übersetzbar sind. Dort, wo sich die Einzigartigkeit einer kulturellen Praktik – wie etwa die Notwendigkeit einer Vielzahl von Wörtern für Schnee – zeigt, dort, wo Worte unübersetzbar bleiben, werden Übersetzungsvorgänge überhaupt erst als solche sichtbar. Unübersetzbarkeit ist jedoch nicht immer ein Zeichen für kulturelle Differenz, sie zeigt sich durchaus auch innerhalb derselben Sprache, so etwa in Bezug auf Fachsprachen.

In Olga Grjasnowas *Der Russe ist einer, der Birken liebt* ist Übersetzung nicht nur ein metaphorisches Konzept, an dem sich Verknüpfungen zwischen verschiedenen linguistischen, kulturellen und territorialen Verortungen aufzeigen lassen.⁵ Die Protagonistin Mascha spricht verschiedene Sprachen und bewegt sich zwischen verschiedenen Orten und Ländern. Die Mehrsprachigkeit der Protagonistin erklärt sich nicht nur aus ihrem familiären Hintergrund oder aus ihrer Migrationsgeschichte. Eine wichtige Rolle spielt hier das Lernen von Sprachen – ein Aspekt, der in anderen Texten oft nur als Begleiterscheinung der Migration eine Rolle spielt. Mascha verbringt sehr viel Zeit mit dem Lernen von Sprachen und dem Lesen von Wörterbüchern.

»Ich war diszipliniert und hungrig nach Erfolg. In der Schule hatte ich Englisch, Französisch und ein wenig Italienisch gelernt, anschließend war ich für ein Jahr als Au-pair nach Frankreich gereist, um mein Französisch zu perfektionieren. Danach hatte ich mich für ein Dolmetscherstudium eingeschrieben und in meiner Freizeit Italienisch, Spanisch und ein bisschen Polnisch gelernt, aber für die slawische Sprachgruppe konnte ich mich nie sonderlich begeistern. Trotzdem habe ich ein Auslandssemester an der *Lomonossow*-Universität in Moskau und Praktika bei internationalen Organisationen in Brüssel, Wien und Warschau gemacht.« (Grjasnowa 2012: 31, Herv.i.O.)

5 Zum Zusammenhang von sprachlicher, kultureller und territorialer Verortung am Beispiel des Zerfalls Jugoslawiens vgl. Hitzke 2014.

Nach einer langen Reise durch Frankreich, Italien, Spanien, Marokko, Ägypten und durch die Türkei schreibt sie sich für ein Doppelstudium ein: in »zwei Masterprogramme [...], Dolmetscherwissenschaften und Arabistik« (ebd.: 31). Darüber hinaus spricht sie Aserbaidtschanisch, Russisch und Deutsch – die Sprachen des Ortes, an dem sie geboren wurde (Baku) und des Ortes, an dem sie nun lebt (Frankfurt). Da das Übersetzen und das Lernen von Sprachen in diesem Text nicht an die Familie oder die Migration gebunden sind, tragen sie zur Dekonstruktion von Vorstellungen bei, die Sprache, Nation und Kultur als Einheit imaginieren, die nur im Fall von Migration oder transkulturellen Familien – die in der (deutschen) Gesellschaft eher als Ausnahmen betrachtet werden – aufgebrochen wird. Unterschiedliche Sprachen, Orte und Menschen verknüpfen sich in Maschas Leben miteinander, ohne dass die in der Kindheit erworbenen Sprachen Russisch und Aserbaidtschanisch dabei eine größere Rolle spielen. Hier wird keine Bindung an die ›Muttersprache‹ konstruiert, sondern Sprachpraxis wird als zentrales Moment ausgemacht. Als ihr Dozent bedauert, dass sie »eben keine Muttersprachlerin« (ebd.: 32) sei, denkt sie im Stillen: »Und ich würde ihm nicht sagen, dass ich Aserbaidtschanisch vielleicht nicht von meinen Eltern gelernt habe, aber von unseren Nachbarn, und dass ich es fließend und ohne Akzent sprach, bis wir nach Deutschland immigrierten und ich keine Sprachpraxis mehr hatte.« (Ebd.: 33) Die Sprachen der Kindheit, die Erinnerungen an Baku, den Krieg und die Flucht werden in das mehrsprachige, transkulturelle Leben der Protagonistin integriert. Negative Erfahrungen bleiben Mascha natürlich nicht erspart, so etwa in der Schule:

»Die Deutschlehrerin unterrichtete auch Sozialkunde, es ging um Ausländerkriminalität, und alle waren für sofortige Abschiebungen krimineller ausländischer Elemente. Genauer gesagt ging es um den Fall Mehmet: Ein Straftäter, dessen Bekanntschaft auch ich nicht hätte machen wollen, aber was genau ihn eigentlich von einem deutschen Kriminellen unterschied, abgesehen davon, dass er zwar in Deutschland geboren, in München aufgewachsen und ausschließlich in deutschen staatlichen Bildungseinrichtungen sozialisiert worden war und dennoch keine Staatsbürgerschaft besaß, begriff ich nicht. Meine Lehrerin hatte auf diese Frage eine Antwort parat.« (Ebd.: 39)

In dieser Situation wehrt Mascha sich, indem sie der Lehrerin die Perücke vom Kopf zieht. Immer wieder gerät sie in Situationen, in denen sie mit starren Kategorien und stereotypen Vorstellungen konfrontiert wird, denen sie nicht entspricht. So bekommt sie etwa auf dem Flughafen in Israel Probleme, weil sie kein Hebräisch spricht, aufgrund ihres Studiums aber in der Lage ist, Arabisch zu sprechen. Die »Aufkleber mit den arabischen Schriftzeichen auf [ihrer] Tasta-

tur« (ebd.: 162), der Umstand, dass sie in ihrem Gepäck »kaum Kleidung, dafür viele Wörterbücher dabei hatte, weckte Misstrauen.« (Ebd.: 163) Aber auch in ihrem privaten Umfeld irritiert diese Tatsache. Im Gespräch mit ihrem Ex-Freund Sami erzählt sie von ihrem Job in Tel Aviv:

»Über Hebräisch soll ich mir keine Sorgen machen.« ›Aber du kannst doch Hebräisch.« ›Nein.« ›Wieso denn nicht? Du bist jüdisch. Deine Familie lebt in Israel.« ›Entfernte Verwandte. Bis auf eine meiner Cousinsen. Hebräisch habe ich nie gelernt.« ›Es ist das erste Mal, dass du zugibst, etwas nicht zu können.« (Ebd.: 143f)

Auch mit ihren neuen Freunden Ori und Tal in Israel wird dies zum Thema:

»Du sprichst Arabisch?«, fragte mich Ori. ›Ja«, antwortete ich. ›Wieso?«, fragte Tal. ›Was heißt hier wieso?«, sagte ich. ›Du sprichst Arabisch, aber kein Hebräisch, ist doch seltsam«, sagte sie. ›Was macht es für einen Sinn, eine so kleine Sprache wie Hebräisch zu lernen? Wenn ich eine UN-Sprache haben kann?« (Ebd.: 189)

Hier werden nicht nur Machtverhältnisse zwischen den Sprachen (politischer und kultureller Art) angesprochen, sondern es klingt auch durch, dass Mascha persönliche Motive dem Zweck, eine Karriere als Übersetzerin für die UN anzustreben, unterordnet. Gleichzeitig ist dieses Streben, die Disziplin und Motivation zum Lernen mehrerer großer Sprachen, auch von dem Wunsch geprägt, nicht mehr am Rand, sondern im Zentrum zu stehen. Sie übersetzt Russisch und Französisch, wie sie einem Kellner verrät (ebd.: 189), und spricht somit vier der sechs UN-Sprachen. Auch ihr Freund Cem, der mit ihr zusammen studiert, begründet seine Motivation für das Sprachstudium damit, dass er dem Rassismus und der kulturellen Hegemonie etwas entgegensetzen möchte. Als in der vierten Klasse ein neuer Mitschüler aus Frankreich in Cems Klasse kommt, wird die rassistische Logik deutlich:

»Der Junge konnte kaum Deutsch, aber alle hielten ihn für wahnsinnig intellektuell, weil er Franzose war und weil sie dachten, dass er schon nächste Woche perfekt Deutsch sprechen würde. Und da habe ich mich in meiner Klasse umgeschaut: lauter Kanaken. Marcel sprach italienisch, Georgi griechisch, Taifun türkisch, Farid persisch und armenisch, genau wie seine Zwillingsschwester. Und wir alle sprachen auch Deutsch, akzentfrei. Aber keiner von uns wurde als intelligent genug erachtet, um auf das Gymnasium wechseln zu können [...]. Ich glaube, da habe ich beschlossen, ihre viel bewunderten Sprachen besser zu sprechen als sie und es ihnen zu zeigen, samt ihrer kulturellen Hegemonie.« (Ebd.: 221)

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass vor allem das Sprechen und Beherrschen von Sprachen so viel Raum einnimmt; Übersetzung spielt fast nur im beruflichen Kontext beziehungsweise als Studieninhalt eine Rolle. In Maschas privatem Umfeld dagegen bleibt Übersetzung merkwürdig abwesend: Fast nie kommt es zu Situationen, in denen sich zwei Menschen sprachlich nicht verstehen und sie nun als Vermittlerin dazwischentreten könnte. Das mag auch daran liegen, dass sie so stark mit sich selbst beschäftigt ist und sich in allen möglichen Sprachen unterhalten kann. Dass sie kein Hebräisch spricht, kompensiert sie in Israel durch Englisch und Arabisch, wenn auch letzteres, wie bereits aufgezeigt, zu politischen Missverständnissen führt. Als ihr Freund Elias stirbt – die Liebesbeziehung zu ihm, die durch seinen Tod ein abruptes Ende nimmt, spannt sich durch das ganze Buch –, gibt es eine der wenigen Szenen, in denen sie etwas sprachlich nicht versteht. Ihr Freund Cem hat »für Elias in Griechenland Klageweiber angeheuert, die die nächsten achtundvierzig Stunden Elias' Tod beklagen würden.« (Ebd.: 107) Über einen Livestream lässt sich der Klagegesang verfolgen:

»[S]ie wiederholen immer wieder einen einzigen Satz. Zumindest klang es für uns wie ein Satz. Ich fragte Cem, was er bedeutete, er wusste es nicht. Wir riefen wieder Konstantin an. ›Ich kann es nicht hören‹, sagte Konstantin. ›Das ist zu leise.‹ Wir hielten das Telefon näher an den Bildschirm. ›Tun. Leiden. Lernen‹, übersetzte Konstantin. ›Weshalb zitieren sie die Orestie?‹, fragte Cem. ›Das sind Griechen‹, sagte Konstantin. ›Ruf sie wieder an‹, sagte Cem.« (Ebd.: 108)

In dieser Szene wird die Vielzahl von Sprachwelten in Maschas Leben deutlich und die Absurdität der Situation unmittelbar nach Elias' Tod – die griechischen Klageweiber, der Livestream, das Telefonat mit Konstantin wegen der Übersetzung – spricht für sich. Übersetzung ist hier überflüssig. Dennoch ist diese Szene – wie später die Thematisierung der Tatsache, dass Mascha kein Hebräisch spricht – ein Verweis darauf, dass das Lernen von Sprachen, das Beherrschen von Sprachen irgendwann an seine Grenzen stößt. Ihr Beruf als Übersetzerin gleicht eben diese Grenzen aus. Das Spannungsverhältnis zwischen Verstehen und Nichtverstehen, die Rolle, die die Übersetzung darin spielt, bleibt seltsam unberücksichtigt.

Die Protagonistin spricht verschiedene Sprachen nebeneinander, sie übersetzt nicht in ›eine‹ bestimmte sprachlich-kulturelle Erfahrungswelt, wie es in der Exil- und Migrationsliteratur oft der Fall ist, sondern sie lebt ganz selbstverständlich ein transkulturelles und mehrsprachiges Leben. Hier zeigen sich die Grenzen des Konzepts der Transkulturalität, aber auch der Translation als Trans-

konzept: Dort, wo Mascha fließend (oder teilweise auch nur ausreichend) die jeweiligen Sprachen spricht, erlebt sie keine transkulturellen Momente, da sie nicht zwischen verschiedenen Sphären übersetzen muss. Dort, wo sie übersetzt, kommt es ebenso wenig zu transkulturellen Erfahrungen, da es hier immer nur um die Frage geht, ob sie genug Vokabular und Grammatik gelernt hat, ob sie konzentriert oder schnell genug ist.

Sie verständigt sich in Israel mit Arabisch, Englisch und Russisch. Dort, wo Sprache zu deutlich politisch markiert ist, ist Englisch ein Ausweg. Als sie mit Tal und einer Gruppe politischer Aktivist_innen von Israel nach Ramallah fährt, will sie allerdings nicht diejenige sein, die Englisch als gemeinsame Sprache etabliert.

»Meine Kameraden standen unentschlossen vor dem Wagen, ich vermutete, dass es ihnen peinlich war, miteinander hebräisch zu reden. Sicherlich wäre das mitten in Ramallah tatsächlich unangebracht gewesen, doch keiner wollte anfangen englisch zu sprechen. Arabisch sprachen sie alle nicht, und deshalb schwiegen sie sich alle betreten an. Den Gefallen, etwas zu sagen und somit Englisch als die gemeinsame Sprache zu manifestieren tat ich ihnen nicht.« (Ebd.: 260)

In dieser Szene wird sehr deutlich, dass eine in diesem Kontext neutrale Sprache wie das Englische die politische Markierung bestimmter Sprachen nicht auflösen, sondern höchstens verdecken kann. Obwohl Mascha ihr ganzes Leben auf die Karriere in der UN ausrichtet, werden internationale Organisationen und die damit einhergehende Übersetzbarkeit nicht idealisiert. In Ramallah »zählte [sie] die Klingelschilder internationaler NGOs, UN-Schulen und von der EU geförderter Parkplätze. Die reinste Parade der neuen Kolonisierung.« (Ebd.: 260) Auch die theoretische Beschäftigung mit kultureller Diskriminierung und Rassismus wird nicht überstrapaziert, sondern lediglich als Instrument für das Bewusstwerden der Marginalisierten selbst präsentiert. Cem und Mascha unterhalten sich über einen Jungen mit »eine[r] weiße[n] russischsprachige[n] Oma« (ebd.: 220). Cem sagt: »Noch denkt er, dass alle gleich sind. Aber bald wird er bemerken, dass er schwarz ist.« (Ebd.) Schließlich sagt er: »Aber der Kleine wird keinen Scheiß machen, er wird alles lesen und alles verstehen: alle Klassiker der Post Colonial Studies, der Critical Whiteness Studies, der Rassismustheorien, Fanon, Said, Terkessidis.« (Ebd.: 221)

Mascha versteckt sich nicht, scheut nicht den Konflikt, sie begibt sich auch privat in schwierige, verletzende Beziehungen, was sie nicht davon abhält, immer wieder auf Menschen zuzugehen. Dies korrespondiert mit ihrem Willen, viele Sprachen perfekt zu beherrschen, viel zu reisen, viel zu erfahren. In

Ramallah verliert sie sich schließlich – sie läuft von einer Hochzeit weg, wo sie als ›Friedensaktivistin‹ kritisiert wird, und bricht auf einem Feld zusammen. Ihre Kindheitserinnerungen, der Verlust ihres Freundes Elias, die Abwesenheit ihrer Freunde in Israel und das Weglaufen in Ramallah führen zu dem Zusammenbruch, mit dem das Buch endet. Sie hat sich an einen Ort begeben, an dem sie keine Möglichkeit mehr für sich sieht: »Also. Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, setzte ich wieder an. »Entweder, ich trage dieses Kleid weiter und werde als Hure gesteinigt, oder ich ziehe mir doch etwas Längeres über. Aber dann sehe ich aus wie eine jüdische Siedlerin und werde gesteinigt.« (Ebd.: 270) Das Verstecken zum Schutz vor Diskriminierung und Gewalt ist in dieser Situation nicht mehr möglich. Sie fühlt sich ausgeliefert. Die patriarchalen, frauenverachtenden und antisemitischen Diskurse erlebt sie nun als konkrete Bedrohung für Leib und Leben. Während sie durch das Sprechen der vielen Sprachen mobil ist und sich zwischen den politischen Fronten bewegen kann, spürt sie hier einen Widerstand, den sie politisch und persönlich – seit einem Zusammenbruch nimmt sie Benzodiazepine – nicht überwinden kann. Die Selbstermächtigungsgeste, die sie mit Cem teilt, nämlich die Sprachen der UN zu lernen, um im Zentrum zu übersetzen, besser zu sein als die Ausgrenzenden, hat hier eine Grenze, die sich auch als die Grenze der Transkonzepte, des Transkulturellen und der Translation erweist. Dort, wo patriarchale, antisemitische und rassistische Denkmuster in körperliche Gewalt umschlagen, ist kein Platz für Dialog und Verhandlungen, kein Ort für Aneignung oder Verwandlungen. Dort, wo die Banalität der Freund/Feind-Unterscheidung greift und mit Gewalt durchgesetzt wird, gibt es kein Übersetzen, kein Überschreiten, keine Zweideutigkeit. Auch Mascha kommt dagegen nicht an.

Grjasnowas Text macht die widersprüchliche Konstruktion der Transkonzepte, aber auch ihre Notwendigkeit deutlich. Gegen die Diskriminierung derjenigen ohne deutschen Pass setzen Mascha und Cem das Lernen von Sprachen, gegen die persönliche Marginalisierung das Streben nach einer UN-Karriere. Statt sich der ausgrenzenden Logik und den monopolaren Kategorien unterzuordnen, spricht Mascha mehrere Sprachen, hat Freunde aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten und macht Erfahrungen auf längeren Reisen in verschiedene Länder. Während sich eine Vielzahl politischer, sprachlich oder kulturell geprägter Zuschreibungen als verhandelbar und veränderbar erweisen, stößt sie mit der Frage nach der passenden Kleidung in Ramallah auf Grenzen. Als Frau und als Jüdin fühlt sie sich in dieser konkreten Situation körperlich bedroht.

Transkonzepte, das Denken und Leben jenseits von ethnischen und kulturellen Zuschreibungen und die Dekonstruktion der Freund/Feind-Unterscheidung

erscheinen vor diesem Hintergrund umso notwendiger. Aber auch die kulturelle Mobilität, die durch Maschas Mehrsprachigkeit sogar jenseits politischer Trennlinien möglich ist, wird als äußerst prozesshaft sichtbar. Die Machtverhältnisse zwischen den Sprachen – und zwar nicht nur in Bezug darauf, ob sie große oder kleine Sprachen sind – sind je nach Kontext verschoben. Auch die UN-Sprachen und die internationalen Institutionen erscheinen einerseits als neutrale Mittler wie etwa das Englische, sie werden andererseits aber auch als Kolonisierungsinstrumente offengelegt, die zu einer ›Normalisierung‹ der Konflikte beitragen. Betrachtet man Maschas Antwort darauf, warum sie kein Hebräisch spricht aus dieser Perspektive, dann wird klar, dass sie zum einen mit dem für die Karriere günstigen Lernen der größeren arabischen Sprache zur Verständigung beitragen kann, dass sie aber zum anderen durch diese Entscheidung auch die Machtverhältnisse zwischen der großen und der kleinen Sprache stabilisiert. Transkonzepte, so lässt sich schließen, bleiben als Korrektiv grundsätzlich notwendig – gerade, wenn Kultur als prozesshaft verstanden wird. Sogar dort, wo die Kategorien beweglich und die Übergänge fließend sind, etablieren sich immer wieder Grenzen. Durch Transkonzepte öffnen sich hier Möglichkeitsräume.

LITERATUR

- Albrecht, Jörn (2009): »Übersetzung«, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik Online, hg.v. Gert Ueding, Tübingen: Niemeyer.
- Bhabha, Homi K. (2004): *The Location of Culture*, London/New York: Routledge.
- Budick, Sanford/Iser, Wolfgang (1996): *The Translatability of Cultures. Figurations of the Space between*, Stanford: Stanford University Press.
- Cassin, Barbara/Rendall, Steven/Apter, Emily S. (2014): *Dictionary of Untranslatables. A Philosophical Lexicon*, Princeton: Princeton University Press.
- Duarte, João Ferreira (2012): »Trusting Translation«, in: *Anglo-Saxonica* 3/3, S. 17-38.
- Ette, Ottmar (2005): *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*, Berlin: Kadmos.
- Grjasnowa, Olga (2012): *Der Russe ist einer der Birken liebt*, München: Hanser.
- Hann, Chris (2007): »Weder nach dem Revolver noch dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs«, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1/1, S. 125-134.

- Hann, Chris (2007): »Repliken und Gegenantwort«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/1, S. 135-146.
- Hitzke, Diana (2014): »Nomadisches Schreiben nach dem Zerfall Jugoslawiens. David Albahari, Bora Ćosić und Dubravka Ugrešić«, in der Reihe: Slavische Literaturen. Texte und Abhandlungen, hg.v. Wolf Schmid, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Kimmich, Dorothee/Schamma, Schahadat (Hg.) (2012): Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität, Bielefeld: transcript.
- Stierle, Karlheinz (1996): »Translatio Studii and Renaissance. From Vertical to Horizontal Translation«, in: Sanford Budick/Wolfgang Iser (Hg.), The Translatability of Cultures. Figurations of the Space between, Stanford: Stanford University Press, S. 5567.
- Venuti, Lawrence (1995): The Translator's Invisibility. A History of Translation, London/New York: Routledge.
- Wolf, Michaela (2008): »Translation – Transkulturation. Vermessung von Perspektiven transkultureller Aktion«, in: Translate/eipcp Borders, Nations, Translations, <http://eipcp.net/transversal/0608/wolf/de> vom 04.12.2015.